

Zsolnay

**J. Courtney
Sullivan**

**Fremde
Freundin**

Von der
Bestseller-
autorin von



Roman

Über das Buch

Elisabeth ist Journalistin, erfolgreich und im Leben angekommen. Ihre reiche, aber schräge Familie hat sie hinter sich gelassen. Nach zwanzig Jahren New York zieht sie mit ihrem Mann Andrew aufs Land. Ihr Sohn Gil ist gerade zur Welt gekommen, und Andrew jagt seinem Erfindertraum nach. Um sich ihrer Arbeit widmen zu können, engagiert Elisabeth eine Babysitterin. Sam studiert Kunst, kommt aus einfachen Verhältnissen, hat sich eben erst in Clive verliebt und entdeckt gerade ihre klassenkämpferische Seite. Die beiden ungleichen Frauen werden, aus Mangel an Alternativen, Freundinnen. Aber kann das gutgehen? J. Courtney Sullivan erzählt diese ungewöhnliche Beziehungsgeschichte so einfühlsam, spannend und komisch, dass man sie nicht mehr aus der Hand legen möchte.



J. Courtney
Sullivan

Fremde Freundin

Roman

Aus dem Englischen von Andrea O'Brien und Jan Schönherr
Paul Zsolnay Verlag

Für Leo und Stella

2014—2015

1

Elisabeth

Als sie erwachte, herrschte Stille. Um diese Uhrzeit war niemand auf außer Müttern und Schlaflosen. Der Blick auf den Wecker erübrigte sich, denn sie wusste genau, dass das Baby jede Sekunde losschreien und sie den Kleinen mit noch halb geschlossenen Augen aus der Wiege heben würde, erschöpft, aber pflichtbewusst – und schließlich, wenn sie das warme Bündel erst in den Armen hielt, voller Hingabe.

Beim Anblick ihres schlafenden Mannes wallte kurz Wut in ihr auf, die sich aber rasch wieder legte, sie wechselte die Windel, ging nach unten und fragte sich, was wäre, wenn sie den Kleinen fallen ließe, wenn er sterben würde. Die Antwort war ihr so vertraut wie die Frage: Sie würde aus dem Fenster springen. Nachdem sie das geklärt hatte, küsste Elisabeth ihn sanft aufs Köpfchen.

Die beruhigende Stimme einer Videobotschaft aus dem Internet ging ihr jetzt durch den Kopf: *Jedes Mal, wenn ich mein Baby stille, trinke ich ein Glas Wasser, damit ich nicht vergesse, auch für mich zu sorgen.* Sie hatte gerade nicht mal die Kraft, ein Glas mit Wasser zu füllen, aber der Gedanke zählte sicher auch.

Im Wohnzimmer gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Sie erkannte die schwarzen und blauen Schatten, ein Glas, den Couchtisch, von dem sie sich bald

trennen müsste, zwei Sessel, die zwei Meter hohe Geigenfeige. Sie hatte die Möbel genauso angeordnet wie im Apartment in Brooklyn, aber irgendwie sah hier alles anders aus.

Elisabeth zog das hässliche Kissen mit dem dämlichen Namen unter dem Sofa hervor. *Meine Busenfreundin*. Jemand hatte es ihr bei der Babyparty geschenkt, wer, wusste sie nicht mehr, aber diese Person hatte das Ding als Lebensretter bezeichnet und damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn immer, wenn sie sich das Kissen um die Hüfte schlang, hatte sie das Gefühl, in einem Rettungsring zu stillen.

Sie setzte sich und legte das Baby auf ihren gepolsterten Schoß. Hob das T-Shirt, löste den BH. Der Kleine dockte an und saugte drauflos, ein entspannter Rhythmus, der ihr noch vor vier Monaten unmöglich erschienen war. Nach der Geburt hatte sie im Krankenhaus einen einstündigen Stillkurs absolviert. Ständig war Elisabeth dabei weggedämmert und wieder hochgeschreckt, wenn sie mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen war.

Mit der freien Hand hielt sie jetzt ihr Handy über den Kopf des Babys und rief mit dem Daumen Facebook auf. Direkt auf die Gruppe BK Mamas, wie immer. Elisabeth scrollte bis zu der Stelle vor, wo sie vor dem Zubettgehen aufgehört hatte. Zu jeder Tages- und Nachtzeit stellten Mütter hier ihre unzähligen Fragen. Sie leisteten einander Gesellschaft. Elisabeth stellte sich die Brownstones in ihrem alten Viertel vor, in einer Reihe, allesamt in Dunkelheit getaucht, bis auf die winzigen leuchtenden Displays, die sie miteinander verbanden.

Eine Frau brachte Tipps für einen Langstreckenflug mit Kleinkind. Elisabeth las interessiert alle dreizehn Antworten, obwohl sie kein Kleinkind hatte und in nächster Zukunft keinen Langstreckenflug plante. Jemand hatte eine Frage zur Grippeimpfung. Eine andere brauchte kurzfristig eine Geburtstagsstorte mit einem Einhorn drauf. Mimi Winchester, die sich unlängst ein Stadthaus für drei Millionen gekauft hatte, bot für neun Dollar einen gebrauchten Knabenmantel an, Größe 86/92.

Früher hätte sich Elisabeth über solche Frauen lustig gemacht — Frauen mit Abschluss von einer Eliteuniversität, die auf ihrem Fachgebiet glänzten, aber daran scheiterten, einem Neugeborenen die Fingernägel zu schneiden. Jetzt waren sie ihr Rettungsanker. Die einzigen Menschen auf der Welt, die sich mit denselben Themen beschäftigten wie sie, und zwar genauso intensiv, Menschen, die auf jede Frage eine Antwort wussten. Sie erlernten eine völlig neue Sprache, die sich jede Woche wieder komplett änderte. Was sollte man sonst mit seinem angesammelten Wissen anstellen, als es mit anderen zu teilen? Eine Mutter mit einem nur sechs Wochen älteren Kind wurde automatisch zu Elisabeths Prophetin.

Nach zehn Minuten wechselte sie die Brust.

Jemand hatte eine neue Frage gepostet.

Das passt zwar nicht ganz hierher, aber ... letzten Monat habe ich meine Eltern in Minneapolis besucht, wie so oft ohne meinen Mann. Dabei habe ich zufällig einen alten Collegefreund wiedertreffen, der gerade frisch geschieden ist. Jetzt schreiben wir uns ständig Nachrichten. Habe ich eine emotionale Affäre? Soll ich aufhören? Weil es nämlich verdammt SPASS macht, und ich glaube, ich habe ein bisschen Spaß verdient.

Auf dem Profilbild war eine blonde Frau zu sehen, lächelnd und durchtrainiert, dahinter ein großer Typ, der den Arm um sie gelegt hatte. Im Hintergrund sah man weißen Sandstrand, in der Ferne standen Palmen. Vielleicht ihre Flitterwochen. Viele Frauen verwendeten ihre Hochzeitsfotos, auch diejenigen, die sich am lautesten über ihre nichtsnutzigen Gatten beschwerten, wie Elisabeth festgestellt hatte.

Es war doch immer wieder erstaunlich, welche Geheimnisse sie hier preisgaben. Die Gruppe war geschlossen, aber das hieß nur, dass man um Aufnahme bitten musste. Sie hatte 4237 Mitglieder, die — zumindest theoretisch — in unmittelbarer Nachbarschaft wohnten. Trotzdem hatte man das Gefühl, hier geschützt zu sein. Intim und anonym zugleich.

Dieselben fünfzehn Frauen schrieben Kommentare, jede mit ihrer typischen, absehbaren Meinung zum jeweiligen Tagesthema.

Auf die Frage eines Mitglieds, ob sie sich ein drittes Kind anschaffen sollte, antwortete die selbstgerechte Umweltschützerin, sie hätte wegen des Klimawandels und

des ökologischen Fußabdrucks ihrer Familie darauf verzichtet. Als jemand ein Rezept für ein einfaches Hähnchengericht postete, fühlte sich die Umweltschützerin bemüßigt, in einem ellenlangen Manifest zu erklären, warum sie ihre Kinder vegan ernährte.

Mimi Winchester jammerte doch allen Ernstes über ihr Brownstone (wie gern hätte sie eine offene Bauweise!), ihre Putzhilfe (sie will keine Fenster putzen!) und — man fasst es nicht — sogar über ihr Haus in den Hamptons (dieser Verkehr!).

In der Abteilung Kinderfrauenschreck tummelten sich diejenigen, die über Babysitter herzogen, die Kindern Fastfood gaben oder die für angemessen angesehene Zeit am Smartphone überschritten. Es gab allerdings auch solche, die grundsätzlich jedes noch so miese Benehmen der Kinderbetreuung entschuldigten.

Elisabeths beste Freundin Nomi hatte ihr mal gesagt, sie ärgere sich wahnsinnig über Freundinnen, die mit Problemen nicht zu ihr kämen, sondern sie bei den BK Mamas ausbreiteten. Letzten Frühling hatte Tanya, eine alte Freundin aus Collegetagen, während des gemeinsamen Abendessens über Belanglosigkeiten geplaudert, nur um zwei Tage später auf BK Mamas um Tipps für einen guten Scheidungsanwalt zu bitten.

»Wenn von ihr nichts kommt, werde ich sie nicht darauf ansprechen«, sagte Nomi.

»Ich glaube, sie geht davon aus, dass du es auf Facebook siehst und sie dann fragst«, sagte Elisabeth.

»Na, da kann sie lange warten.«

Wie die meisten las Elisabeth lieber im Hintergrund mit und postete nie etwas, obwohl sie täglich viel Zeit auf Facebook verbrachte.

Fünf Minuten später hatten sich bereits zwölf Frauen zu Wort gemeldet und der Blondine versichert, was sie mit ihrem Collegefreund tat, sei nur ein harmloser Flirt. Zehn andere rieten ihr, die Sache sofort zu beenden.

Fragen dieser Art wurden hier ungefähr einmal im Monat gestellt und ragten aus den unzähligen Diskussionen zu Themen wie Töpfchen-Training oder Spielgruppen heraus. Wenn eine verriet, dass ihr Mann Alkoholiker war, eine Affäre hatte oder sie selbst am liebsten bei Nacht und Nebel abhauen würde, kommentierten die anderen mit Feuereifer, offenbar angespornt davon, dass man sie in ein Geheimnis eingeweiht hatte.

Das waren die Posts, von denen Elisabeth am nächsten Morgen Andrew erzählte, obwohl sie wusste, dass ihn das alles nicht sonderlich interessierte. Überhaupt gefiel es ihr am besten, wenn sie solche Dinge hinterher mit einer realen Person besprechen konnte. Sie vermisste die Mittwochsverabredungen in Brooklyn, wenn Nomi nicht ins Büro fuhr und sich mittags mit ihr im Crêpes-Laden an der Court Street traf.

An ihr letztes Treffen vor ihrem Umzug erinnerte sie sich noch gut. Sie hatten geredet und geredet, bis der Junge hinter der Theke meinte, er würde jetzt gern zumachen. Danach hatten sie einfach in der schwülen Augusthitze auf dem Gehweg weitergequatscht, genau wie damals auf dem Parkplatz, am letzten Collegetag.

Nomi hatte einst geschworen, nie nach Brooklyn zu ziehen. Das erste Mal, als sie nach dem Brunch in Manhattan ins Taxi gestiegen war, hatte sie Elisabeth wie Barbra Streisand in *So wie wir waren* über die Stirn gestrichen und gesagt: »Dein Stadtteil ist reizend, Hubbell.« Zwei Jahre später waren sie und Brian dann trotzdem hergezogen. Sie kauften ein Dreizimmerapartment in einem neuen Hochhaus mit Lift und Swimmingpool. Elisabeth hatte immer nur in staubigen Häusern mit Vortreppe, Deckenleisten und knarrenden Parkettböden gewohnt. Wohnungen, die mit Attributen wie »Charakter« und »Charme« auskommen mussten, da sie weder eine zentrale Klimaanlage noch einen Waschkeller hatten.

Dass ihre Freundschaft so lange gehalten hatte, führte Elisabeth zum größten Teil auf ihren völlig gegensätzlichen Geschmack in Sachen Männer und Behausung zurück. Der machte unmöglich, dass eine auf die andere neidisch wurde.

»Begehe ich gerade einen Riesenfehler?«, hatte Elisabeth zum Abschied gefragt, ihre Freundin noch fest umschlossen, das schlafende Baby im Kinderwagen daneben.

»Ja«, hatte Nomi gesagt, »das tust du.«

»Ermutigung geht anders.«

»Ich bin noch sauer, dass du einfach abhaust.«

»Aber ich habe dir doch immer schon prophezeit, dass ich irgendwann wegziehe.«

»Genau. Du redest schon so lange davon, dass ich es irgendwann nicht mehr geglaubt habe.«

Die ganze Zeit hatte Elisabeth das große Glück gehabt, ihre engste Freundin direkt in der Nachbarschaft zu haben.

Vermutlich hing sie deshalb so sehr an der Facebook-Gruppe — sie half ihr zu vergessen, dass sie jetzt vierhundert Kilometer weit weg wohnte, in einer Stadt, wo sie keine Freunde hatte.

Ich bin dein Freund, hatte Andrew gesagt.

Ehemänner zählen nicht.

Auch er hatte hier keine Freunde gefunden, aber ihm blieben wenigstens Kollegen, und er konnte manchmal mit amüsanten Anekdoten aufwarten.

Meistens ging Elisabeth nach dem Mittagessen mit Gil spazieren und kam dabei an einem Spielplatz vorbei, auf dem Mütter zusammenstanden, miteinander tratschten und lachten.

Meine Güte, du bist doch nicht die Neue in der Schule, schalt sie sich. *Geh rüber und stelle dich vor.*

Das waren alles erwachsene Frauen. Sie würden nett zu ihr sein oder zumindest so tun. Aber sie brachte es einfach nicht fertig. Eine Mischung aus Unsicherheit und Erschöpfung hinderte sie daran. Und die Angst vor Ablehnung.

Doch noch während sie sich einredete, dass sie sie sowieso nicht kennenlernen wollte, hoffte sie insgeheim, sie würden sie bemerken und ihr zuwinken, was sie jedoch nie taten.

Das Baby trank, bis es satt war und schloss die Augen, sein Kopf fiel herab wie ein Anker auf den Meeresgrund. Elisabeth trug den Kleinen hoch und legte ihn sanft und mit

höchster Konzentration in die Wiege, als wäre er eine Bombe, die jederzeit hochgehen könnte, wenn man nicht vorsichtig war.

In den Stunden vor der nächsten Mahlzeit lag sie hellwach im Bett. Dabei brauchte sie dringend Schlaf, weil ihr ein hektischer Tag bevorstand. Heute würde sich eine potenzielle Babysitterin bei ihr vorstellen, sie musste E-Mails schreiben und dann waren da die vielen Stunden, die auf rätselhafte Weise für den Alltag mit einem Säugling draufgingen. Doch statt sich um ihre Nachtruhe zu bemühen, spähte sie immer wieder auf ihr Handy, gespannt, was die BK Mamas über die emotionale Affäre der Blondine zu sagen hatten.

Violet, ihre Therapeutin, würde vermutlich sagen, dass Elisabeth sich damit ablenken wollte — von dem, was sie ihrem Mann verschwieg, von den aktuellen Problemen ihres Schwiegervaters, von dem Verhältnis zu ihren eigenen Eltern, das schon immer gestört gewesen war, sich aber seit Neuestem verschlechtert hatte.

Elisabeth hatte nicht die Absicht gehabt, nach ihrem ersten Termin bei Violet wöchentlich bei ihr aufzukreuzen. Sie wollte nur, dass ihr jemand eine klinische Depression bescheinigte, eine Angststörung oder vielleicht einfach erklärte, dass ihre Sorgen und ihr Gedankenkarussell durch Proteinmangel verursacht wurden. Eine klare Diagnose wollte sie und ein einfaches, sofort wirksames Mittel, das sie sich in der Apotheke oder im Reformhaus besorgen konnte.

Therapie läuft anders, sagte Nomi.

»Postnatale Depressionen sind kein Hirngespinnst«, sagte Violet.

»Ich weiß, aber die habe ich nicht«, sagte Elisabeth. »Das war bei mir schon immer so.«

Eigentlich unternahm sie das alles nur wegen Gil. Es war ihr ein dringendes Bedürfnis, sich wieder geradezubiegen, bevor er merkte, dass sie neben der Spur war.

Violet erinnerte sie daran, dass Gedanken nur Schall und Rauch waren. Sie empfahl ihr, Eckhart Tolle zu lesen.

Bei Elisabeths Google-Suche zu Violet stieß sie auf einen Essay, den ihre Therapeutin vor Jahren für eine Anthologie zum Thema Mütter und Töchter geschrieben hatte, daher wusste sie, dass Violet keine Kinder hatte, ihre Mutter verstorben war und ihr armer alter Vater an Alzheimer litt.

Wenn Elisabeth sich bei ihr über ihre Familie ausweinte, fragte sie sich manchmal, wie sehr Violet sich wohl zusammenreißen musste, um sie nicht anzubrüllen: *Meine perfekte Mutter ist tot, mein Vater weiß nicht mehr, wer ich bin, aber deine beschissenen Eltern leben einfach weiter. Soll das fair sein?*

Violet gähnte oft, was Elisabeths Gefühle verletzte.

Sie schlug die Augen auf und war wach. Nur daran erkannte Elisabeth, dass sie geschlafen hatte. Zehn Minuten? Eine Stunde? Sie wusste es nicht.

Es war fünf Uhr morgens. Das Baby würde jeden Moment aufwachen. Sie fragte sich, wie lange diese enge körperliche Bindung noch bestehen würde, wie lange ihr Körper bereits reagieren würde, bevor ihr Sohn sich gemeldet hatte.

Sie checkte BK Mamas auf ihrem Handy.

Eine Frau namens Heather hatte gegen vier Uhr etwas gepostet, sie wollte wissen, ob sie ihre Milch nach zwei Gläsern Wein abpumpen und wegschütten musste. Die Antworten kamen Schlag auf Schlag, ein einstimmiger Chor: Nein. Heather bedankte sich, dann gestand sie, dass sie Schuldgefühle hatte. Weil sie nicht genug Vitamine zu sich nahm, weil sie ein Oreo genascht und damit gegen ihren Vorsatz verstoßen hatte, wegen des Babys nur Bio-Lebensmittel zu essen.

Schuldgefühle waren der Kitt, der sie zusammenhielt.

Denk nicht so viel darüber nach, schrieb jemand. Es ist nicht gesund, multivariate Analysen über die Auswirkungen des einmaligen Verzehrs von Oreos anzustellen.

Elisabeth musste lächeln.

Das Baby schrie. Der Tag begann.

2

Die Sommerhitze ließ auch in der zweiten Septemberwoche nicht nach, aber die frühen Morgenstunden waren angenehm. Eine frische Brise kündete von kühleren Tagen.

Bevor Andrew zur Arbeit ging, drehten sie eine gemeinsame Runde um den Teich am nahegelegenen College, ein Abklatsch ihrer früheren Gewohnheit. In Brooklyn waren sie jeden Morgen spazieren gegangen, um sich Kaffee zu holen, hatten in neue Restaurants gespäht und Nachbarn beim Gassigehen begrüßt. Hier gab es kilometerweit keine Cafés oder Restaurants. Aber Elisabeth machte sich klar, dass sie es so gewollt hatte — Natur, Stille, Vogelgesang in den Bäumen.

Andrew hatte eine French Press gekauft, in der er jetzt Kaffee kochte und ihn ihr vor dem Spaziergang am College in einen Thermobecher füllte.

»Wo sind die College-Schülerinnen eigentlich?«, hatte Andrew gefragt, als sie das erste Mal die Main Street entlangfuhren, die mitten durch den Campus führte.

»Da drüben, wenn ich mich nicht täusche«, hatte sie geantwortet.

Sie zeigte auf die vielen jungen Frauen, die in lachenden Grüppchen an der Ampel standen, auf der Treppe vor dem Wohnheim saßen oder gebeugt unter der Last ihrer Rucksäcke von A nach B eilten. Wie auf den Fotos in den Anmeldeprospekten.

»Nie und nimmer!«, hatte Andrew damals gerufen.
»Diese Mädchen sehen aus, als wären sie höchstens in der Sechsten.«

Auch jetzt kam ihnen eine Gruppe junger Frauen entgegen, sie joggtten gemeinsam über den Campus. Ihre weißen Windjacken zischten scharf, als sie in Zweierreihen an ihnen vorbeiliefen.

Die meisten lächelten das Baby an, das in seinem Tuch an Elisabeths Brust schlief.

Elisabeth lächelte zurück, um einen fröhlichen Gesichtsausdruck bemüht. Eigentlich war sie sauer, denn Andrew hatte ihr beim Aufwachen mitgeteilt, dass seine Eltern sie abends zum Essen eingeladen hatten, leider hätte er total verschwitzt, es ihr rechtzeitig zu sagen. Am frühen Abend, wenn Andrew von der Arbeit nach Hause kam, konnte Elisabeth endlich ein bisschen Auszeit genießen oder sich gemütlich mit Andrew unterhalten. Diese kostbaren Stunden wollte sie nicht mit ihren Schwiegereltern verplempern.

Sie hatten ihren Wendepunkt am Teich fast erreicht, dort, wo an einem dicken Ast ein Seil baumelte. Elisabeth stellte sich betrunkene Mädchen in abgeschnittenen Jeans vor, die sich daran übers Wasser schwangen und unter viel Gekreische losließen. Die dieselben Dummheiten machten wie sie. Das ganze Leben noch vor sich hatten.

»Diese Grillen sind widerlich«, sagte Elisabeth. »So heißen sie doch, oder? Grillen? Sie sind riesig. Ich finde es eklig, wenn sie auf mir landen, du nicht?«

Andrew zuckte die Achseln: »Auf mir sind noch keine gelandet, dazu kann ich also nichts sagen.«

Sie boxte ihn gegen den Arm. »So fühlt sich das an.«

Versuchen Sie zu erspüren, in welchen Situationen Sie Wut oder Ärger empfinden, hatte Violet ihr geraten. Werten Sie nicht, nehmen Sie diese Momente einfach zur Kenntnis.

Nomi hatte sich unverblümter ausgedrückt:

Wahrscheinlich wirst du Andrew nach der Geburt eine Weile lang abstoßend finden. Wenn er dich anfasst, kriegst du vielleicht sogar die Krise. Mach dir keine Sorgen. Das geht vorüber.

Elisabeth fand Andrew nicht abstoßend. Sie konnte sich glücklich schätzen, einen sanftmütigen Mann wie ihn zu haben, einen Partner, der sie verstand. Aber in den letzten Monaten hatte sich so viel verändert. Manchmal fühlte es sich an, als wäre sie in einem überfüllten Zimmer, wo sie sich zwar sehen, aber nicht berühren konnten. Sie war sich nicht sicher, wie und wann sie wieder zusammenfinden würden.

Und dann war da noch dieses Geheimnis, das Violet *toxisch* nannte.

»Beziehungen zerbrechen nie an den Heimlichkeiten selbst«, hatte Violet ihr erklärt, »sondern an der Tatsache, dass man Geheimnisse hat.«

»Ich verstehe, was Sie sagen wollen, aber in diesem Fall wäre es glaube ich so oder so vorbei«, hatte Elisabeth entgegnet.

Andrew ging zur Arbeit, Elisabeth unter die Dusche.

Ein Stück aus *Folksongs für Kinder* plärrte aus ihrem Handy. Es lag auf einem Stuhl vor dem Bad. Gil strampelte in seiner Babywippe, die auf den Fliesen stand. Nach der

zweiten Strophe von *This Land Is Your Land* fing er an zu schreien.

Elisabeth wusch sich die Spülung aus den Haaren und stellte das Wasser ab. Seit einer Woche wollte sie sich die Beine rasieren.

Rasch schlang sie sich ein Handtuch um den Körper und hob das Baby aus der Wippe.

Als sie Nomis Nachricht auf dem Handy las, hob sich ihre Laune.

Brian benimmt sich seltsam. Entweder hat er eine Affäre oder er plant was für meinen Geburtstag.

Geburtstag, schrieb Elisabeth zurück. Darüber brauchte sie gar nicht nachzudenken. Brian war vieles, aber keiner, der seine Frau betrog.

Wieso bist du so sicher?

Weil er der Letzte ist, der fremdgehen würde.

Sind es nicht immer die, von denen man es am wenigsten erwartet?

Nein, das gilt nur bei Mord. Untreu sind die, von denen man es erwartet.

Sie telefonierten nicht mehr miteinander, es gab auch keine Begrüßungen und keine Abschiede, sondern nur noch eine andauernde Unterhaltung, die sie unterbrachen und im Verlauf des Tages wieder aufnahmen. Wenn ihre beste Freundin sie jetzt anrufen würde, konnte das nur bedeuten, dass jemand gestorben war. Damals, als Elisabeth noch in Brooklyn wohnte, war es auch vorgekommen, dass Nomi sie anrief, weil sie sich ausgesperrt hatte.

Gibt's schon was Neues vom Babysitter?, fragte Nomi.

In einer Stunde stellt sich eine Kandidatin bei mir vor.

Elisabeths Freundinnen aus der Stadt engagierten Kinderfrauen aus der Karibik oder aus Tibet, die sie dafür bezahlten, dem Nachwuchs eine Großmutter zu sein, wie sie die eigene Mutter nie sein würde. Eine Frau, die das Baby liebte und ihre Weisheiten mit ihnen teilte, ohne zu werten. Die nicht auf dem Sofa der Tochter Wein trank, während das Kind weinte, oder einem riet, seine Brust nicht in gemischter Gesellschaft zu entblößen.

Elisabeth hatte sie alle gehört, die Klagen ihrer Freundinnen über das sonderbare Verhalten ihrer Eltern nach der Geburt des Enkelkinds. Doch alles war besser als das, was sie mit ihnen erlebte. Vier Monate war Gil schon auf der Welt, und ihre Eltern hatten ihn noch immer nicht gesehen.

Ihr Vater erwartete, dass sie ihn mit dem Kind besuchte.

»Arizona ist herrlich zu dieser Jahreszeit«, hatte er gesagt. »Und perfekt für Kinder. Sie können überall frei rumlaufen.«

»Aber er kann ja noch gar nicht laufen«, hatte sie bemerkt. »Nicht mal sitzen kann er.«

Als Gil auf die Welt kam, erkundete ihre Mutter gerade auf einer Viking-Schiffsreise die Donau. Sie schickte ihm ein Set aus Becher und Schüssel, handgefertigt von Nonnen aus Bukarest, und hatte seither keine Anstalten gemacht, ihren Enkel zu besuchen.

So viele Leute — selbst Fremde — stellten Vermutungen über ihre Mutter an. Nomis Mutter zum Beispiel.

»Deine Mutter ist sicher überglücklich. Es gibt nichts Besseres, als Großmutter zu werden«, hatte sie damals

gesagt, als sie Gil besucht und ihm eine selbstgestrickte Decke geschenkt hatte.

Elisabeth hatte zustimmend gelächelt, denn die gute Frau dachte dabei sicher an eine andere Familie, eine, die so war wie ihre eigene.

Schon mit Anfang zwanzig hatte sie sich an ein Leben ohne ihre Eltern gewöhnt. Urlaube verbrachten sie getrennt. Elisabeth war nie nach Kalifornien zurückgekehrt, nicht mal, um sie zu besuchen. Aber seit sie ihre eigene Familie gegründet hatte, musste sie öfter über ihre Herkunftsfamilie nachdenken.

Eigentlich müsste es ihr egal sein, dass sich ihre gefühlskalte, wenig einfühlsame Mutter als gefühlskalte, wenig einfühlsame Großmutter entpuppt hatte, doch das war es nicht. Ihre Eltern hatten jetzt mehr Bedeutung als zu jedem anderen Zeitpunkt ihres Erwachsenenlebens.

»Wir ziehen wegen meines Jobwechsels um, aber auch, um näher bei Mom und Dad zu wohnen«, hatte Andrew in den Wochen vor dem Umzug immer wieder gesagt, eine vereinfachte Version der Wahrheit, die er mit jedem Aussprechen weiter ausschmückte. »Ihre Hilfe wird uns eine große Erleichterung sein.«

Und jedes Mal biss sich Elisabeth auf die Zunge. Im Großen und Ganzen waren Faye und George begeisterte Großeltern. Aber Unterstützung kam von ihnen nicht. Wenn das Baby in Anwesenheit seiner Großmutter in die Windeln machte, streckte Faye es weit von sich und bemerkte mit gerümpfter Nase: »Da muss aber jemand gewickelt werden!« Ein einziges Mal hatte Elisabeth sie gebeten, zehn Minuten auf ihn aufzupassen, damit sie schnell was

einkaufen konnte, und die beiden bei der Rückkehr auf dem Sofa vorgefunden, vor Fayes übergroßem Fernseher, wo gerade *Dr. Phil* lief. Der Kleine hatte mit aufgerissenen Augen auf den Bildschirm gestarrt.

Faye war Grundschullehrerin, daher war Elisabeth davon ausgegangen, dass sie eine ganz wunderbare Oma abgeben würde. Doch offenbar brauchte Faye ihre ganze Kinderliebe für die Arbeit. Sie betete Gil an, fühlte sich aber nicht für ihn verantwortlich.

George war ebenfalls ganz angetan von seinem Enkel, aber seit Kurzem mit seinen eigenen Problemen beschäftigt.

Soweit Elisabeth es beurteilen konnte, waren die meisten Kinder in ihrem neuen Viertel nur halbtags in Betreuung oder blieben gleich ganz bei ihren Müttern zu Hause.

Debbie von gegenüber war Hausfrau und mit einem Versicherungsmakler verheiratet. Die anderen Frauen in der Laurel Street hatten Berufsbezeichnungen, die alles Mögliche bis hin zu bloßem Nichtstun bedeuten konnten: Melody war Maklerin. Pam unterrichtete Yoga. Doch es schien, als hüteten sie hauptberuflich das Heim.

Elisabeth war klar, dass die anderen dasselbe über sie sagen konnten. Nichts war so erniedrigend, als auf die unvermeidliche Partyfrage nach dem Beruf mit: »Ich schreibe Bücher« zu antworten und dafür den mitleidigen Ausdruck des Gegenübers zu ernten. Meist folgte darauf gleich die zweite, vorsichtige Frage: »Haben Sie schon ... was veröffentlicht?« Wenn sie dann bejahte, erfüllte dies ihren Gesprächspartner oft mit sichtlichem Unbehagen, als

würde sie ihm gleich eine ganze Kofferraumladung ihrer Bücher andrehen.

Besser verliefen solche Begegnungen, wenn Andrew neben ihr stand. Er prahlte auf eine Weise mit ihren Errungenschaften, wie sie es nie fertiggebracht hätte. *Ihr Debüt wurde gleich zum Bestseller*, sagte er. Oder *Simon and Schuster hat sie gleich für drei Bücher unter Vertrag genommen*.

Dieses dritte Buch — in einem Jahr fällig und noch nicht mal angefangen — war der Grund, warum sie eine Kinderfrau brauchte. Elisabeth hatte noch nicht mal eine vage Vorstellung, worüber sie schreiben sollte, was ihr eigentlich gar nicht ähnlich sah. Beim letzten Mal war sie nach Abschluss des laufenden Projekts in Gedanken schon beim nächsten Buch gewesen und hatte es kaum erwarten können, damit anzufangen. Sie hatte erwartet, dass sie schon längst darauf brennen würde, zur Arbeit zurückzukehren. Doch in Wahrheit hatte sie fast vergessen, wie sich beruflicher Ehrgeiz anfühlte.

Aus den Erzählungen ihrer Freundinnen wusste sie, dass die Suche nach einer Kinderfrau gewisse Ähnlichkeiten mit der Partnersuche aufwies, sich aber oft noch schwieriger gestaltete. Manche Kandidatinnen erwiesen sich sofort als Ausschuss, die Chemie stimmte von Anfang an nicht, trotzdem musste man das Gespräch bis zum Ende durchziehen. Es kam auch vor, dass sich die mühsam Auserwählte schließlich für eine andere Familie entschied. Nomi hatte eine Frau engagiert, die sich, wie sich hinterher herausstellte, mit falschen Referenzen beworben hatte.

Dass so etwas passieren konnte, hatte sie beide in Angst und Schrecken versetzt.

Als Elisabeth ihrer Nachbarin Stephanie von ihrer Suche erzählte, erfuhr sie, dass es an dem kleinen Frauencollege eine große Auswahl an geeigneten Studentinnen gab.

»Ich hab schon ein paar engagiert, und alle waren gut«, sagte Stephanie. »Zumindest haben sie ihren Zweck erfüllt und mir nicht das Haus angezündet.«

Elisabeth dankte ihr für den Tipp, dachte sich aber ihren Teil. Stephanie liebte ihre Kinder offenbar nicht halb so sehr wie sie Gil.

Am Ende versuchte sie es trotzdem mit einer Studentin vom College. Die könnte ja erstmal an drei Tagen die Woche kommen, so als Einstieg. Wenn die Sache nicht funktionierte, wäre sie mit dem Semesterende ohnehin vorbei.

Vor einer Woche war Elisabeth mit Kinderwagen und Handzettel bewaffnet über den Campus gelaufen.

»Könntest du mir zeigen, wo das Hauptgebäude ist?«, fragte sie ein Mädchen mit raspelkurzen Haaren.

Das Mädchen starrte sie an, dann zog es den Ohrstöpsel raus.

»Entschuldigung«, sagte Elisabeth. »Das Hauptgebäude?«

Das Mädchen wies auf ein Backsteinhaus mit kleinen Türmchen.

Drinnen war es still, das Licht trüb. Stephanie hatte ihr vom Schwarzen Brett erzählt, wo Leute ihre Gesuche aushängten. Aber an den Wänden hingen nur Porträtfotos von den jeweiligen College-Präsidenten, zwölf ernst

dreinblickende weiße Männer mit fortschreitendem Haarausfall und am Ende der Riege eine triumphierend lächelnde Schwarze. Elisabeth betrachtete sie interessiert, bis Gil anfing zu quengeln und sie damit an den Grund ihres Besuchs erinnerte.

Sie bog um die Ecke. Dort, zwischen den geöffneten Türen des Sekretariats und der Ehemaligenverwaltung, befand sich ein großes Korkbrett voller Aushänge: Die presbyterianische Gemeinde des Viertels lud zum *Potluck Dinner* ein, das Tierheim suchte Ehrenamtliche. Die meisten Zettel aber stammten von Müttern, die eine Kinderbetreuung brauchten, nur ein paar Stunden die Woche oder gelegentlich am Abend.

Elisabeth war noch ins Lesen vertieft, als zwei Stimmen die Stille unterbrachen.

Ein Mann kam über den Flur, ergrautes Haar, attraktiv in grauem Blazer über der dunklen Jeans, neben ihm ging eine Studentin, die ihn um eine Verschiebung ihres Abgabetermins bat, weil ihre Großmutter gestoben sei.

Der Mann zeigte keinerlei Mitleid.

»Ich brauche eine Kopie der Todesanzeige«, sagte er.

Gnadenlos, dachte Elisabeth. Stur.

Einen Mann, der an einem Frauencollege unterrichtete, konnte man nicht heiraten. Genauso wenig wie einen Gynäkologen. Das hatte was Perverses.

Oder vielleicht auch nicht.

Sie versuchte schon seit einiger Zeit, sich mit ihren ständigen Vorurteilen zurückzuhalten. Als sie versuchte, schwanger zu werden, hatte sie in einem Blogbeitrag gelesen, dass negative Gedanken die Empfängnis

beeinträchtigen konnten. Seitdem zwang sich Elisabeth, jedes in ihr aufsteigende Urteil durch das Wort »Banane« zu ersetzen. Es gab Tage, da klang sie wie ein zensierter Brief aus dem Zweiten Weltkrieg: »Und ich habe meine Schwester von Herzen lieb, aber hat sie nicht ein bisschen *Banane* verdient nach dieser ganzen *Banane* mit dem *Bananentypen*?«

Das ging so weit, dass sie eines Nachts geträumt hatte, sie hätte eine Banane auf die Welt gebracht.

Vier potenzielle Kandidatinnen hatten sich auf ihre Anzeige gemeldet. Drei davon waren bereits aussortiert.

Die erste, Silvia, überraschte Elisabeth, weil sie keine Studentin war, sondern eine erwachsene Frau aus El Salvador mit erwachsenen Kindern.

Silvia kritisierte Elisabeths Methode, Gil zum Bäumchen machen zu ermutigen, und riet ihr, ihn wärmer anzuziehen, da er offensichtlich fror. Das machte Elisabeth nichts aus, denn sie hatte oft den Eindruck, nur sie wisse, was Gil brauchte. Wie anregend, eine Person kennenzulernen, die ihn besser zu kennen glaubte als sie.

Elisabeth war kurz davor, sie zu engagieren, sie wollte nur noch wissen, wo Silvia den Aushang gesehen hatte.

»Ich arbeite nachts als Putzkraft im College«, sagte Silvia, »und brauche einen guten Zweitjob.«

»Aber wenn Sie nachts arbeiten und tagsüber bei mir sind, wann wollen Sie dann schlafen?«

»Ach, ein, zwei Stunden reichen mir. Das mache ich einfach, wenn das Baby schläft.«

War das normal? Dass die Kinderfrau bei der Arbeit schlief?

Silvia musterte Elisabeth von Kopf bis Fuß. »Sind Sie sicher, dass Sie das Baby geboren haben? Sie sind so zierlich!«

Diese Frage hatten ihr schon andere gestellt und Elisabeth hatte sie als Kompliment aufgefasst, aber bei Silvia klang es irgendwie vorwurfsvoll. Obwohl sie klein und zierlich war, fühlte sie sich neuerdings fremd im eigenen Körper. Die Falte an der Stelle, wo ihr Bauch einst straff gewesen war. Ihre Brüste, immer noch klein, aber neuerdings erschlafft. Ihre Hüfte war jetzt breiter, ihre Füße waren zu dick für bestimmte Schuhe. Sie wusste, dass sie das alles schrecklich finden sollte. Manchmal tat sie das sogar. Aber sie betrachtete es auch als sichtbares Zeichen dessen, was in ihrem Körper geschehen war, sowohl das Gewöhnliche als auch das Außergewöhnliche.

Die zweite Kandidatin, zweites Studienjahr, blau gefärbte Strähne, ging mitten im Gespräch ans Handy. Kein »Tut mir leid, ich muss da ran, es ist ein Notfall«, nein, sie reckte einfach mitten in Elisabeths Ausführungen den Finger in die Luft und sagte »Hi!« zu ihrem Anrufer.

Die Dritte hatte nur Erfahrung mit älteren Kindern vorzuweisen, und zwar als Betreuerin in einem Zeltlager. Als sie Gil in den Arm nahm, hielt sie ihm keine stützende Hand unters Köpfchen. Blitzschnell nahm Elisabeth ihr das Kind weg, möglicherweise ein bisschen ruppig, und sagte, sie würde sich bei ihr melden.

Die vierte Kandidatin hatte einen Termin um neun. Auf die Anzeige hatte sie sich mit einer E-Mail gemeldet. Darin stand, sie habe vergangenen Sommer in London Kinder gehütet. Elisabeth wusste, dass sie sich keine allzu große Hoffnungen machen sollte, doch in Gedanken sah sie es schon vor sich: eine britische Kinderfrau, die Gil vergötterte, aber mit der nötigen Strenge erzog.

Julie Andrews als Mary Poppins.

Julie Andrews als Maria von Trapp.

Um fünf vor neun stand sie mit dem schlafenden Gil auf dem Arm am Fenster und sah eine plumpe Brünette in Oversize-T-Shirt und Flipflops auf ihr Haus zuschlappen.

Und vorbeigehen.

Also doch nicht, dachte Elisabeth.

Sie hatte Kaffee gekocht und Muffins und Croissants hingestellt, als erwarte sie Gäste zum Brunch. Für die anderen hatte sie das auch getan. Das Mädchen mit der blauen Strähne hatte gefragt, ob sie die Reste mitnehmen dürfte.

Elisabeth hatte noch nie als Arbeitgeberin ein Vorstellungsgespräch geführt. Als sie jünger war, war sie überzeugt, dass sie es im Ernstfall schon hinbekommen würde, denn allein die Tatsache, dass sie am Hebel säße, würde ihr Autorität und Kontrolle verleihen.

Sie ging ein weiteres Mal die To-do-Liste auf ihrem Handy durch. *Duschen. Babysitter. SCHREIBEN?* Manchmal notierte sie sich Dinge, die sie bereits erledigt hatte, damit sie was zum Abhaken hatte. Wenn hinter einer Aufgabe ein Fragezeichen stand, war schon klar, dass sie sie auf keinen Fall erledigen würde.

Um neun klingelte es an der Tür. Vor ihr stand das Mädchen im Oversize-T-Shirt und lächelte breit. War sie einfach weitergegangen, damit sie nicht zu früh auftauchte? Oder hatte sie sich verlaufen?

»Du bist sicher Sam, oder?«, flüsterte Elisabeth, nachdem sie mit der freien Hand die Fliegengittertür aufgeschoben hatte. Mit der anderen hielt sie das schlafende Kind. »Ich bin Elisabeth. Und das ist Gil.«

»Hi«, erwiderte das Mädchen leise. *Aufgeweckt*, so klang sie.

Sie trat ins Haus und sah sich um.

Im Flur lag ein weicher blauer Läufer, zu beiden Seiten blitzte Parkettboden hervor. Linker Hand ging es ins große, sonnendurchflutete Wohnzimmer. Rechts war eine Holzterasse mit weißem Geländer. Auf halber Höhe befand sich ein Buntglasfenster, in das sich Elisabeth schon bei der ersten Besichtigung verliebt hatte. Bei diesem Anblick hatte sie bereits gewusst, dass sie das Haus kaufen würden, noch bevor sie ein einziges Zimmer gesehen hatte.

»Ihr Haus gefällt mir sehr«, sagte Sam. »Es hat so eine friedliche Atmosphäre.«

Elisabeth hätte fast verächtlich geschnaubt, doch dann nahm sie kurz Bestand auf: ihre einfache Hemdbluse, die schwarzen Leggings. Sie war barfuß, hatte das Haar zu einem losen Knoten hochgebunden. Da war das Silbertablett mit Gebäck, Simon and Garfunkel sangen leise aus dem Bose-Lautsprecher. Das Baby steckte in einem weichen, weißen Schlafanzug. Ja, von außen betrachtet wirkte es sicher friedlich.